Im besetzten Polen

Stimmungen und Eindrücke

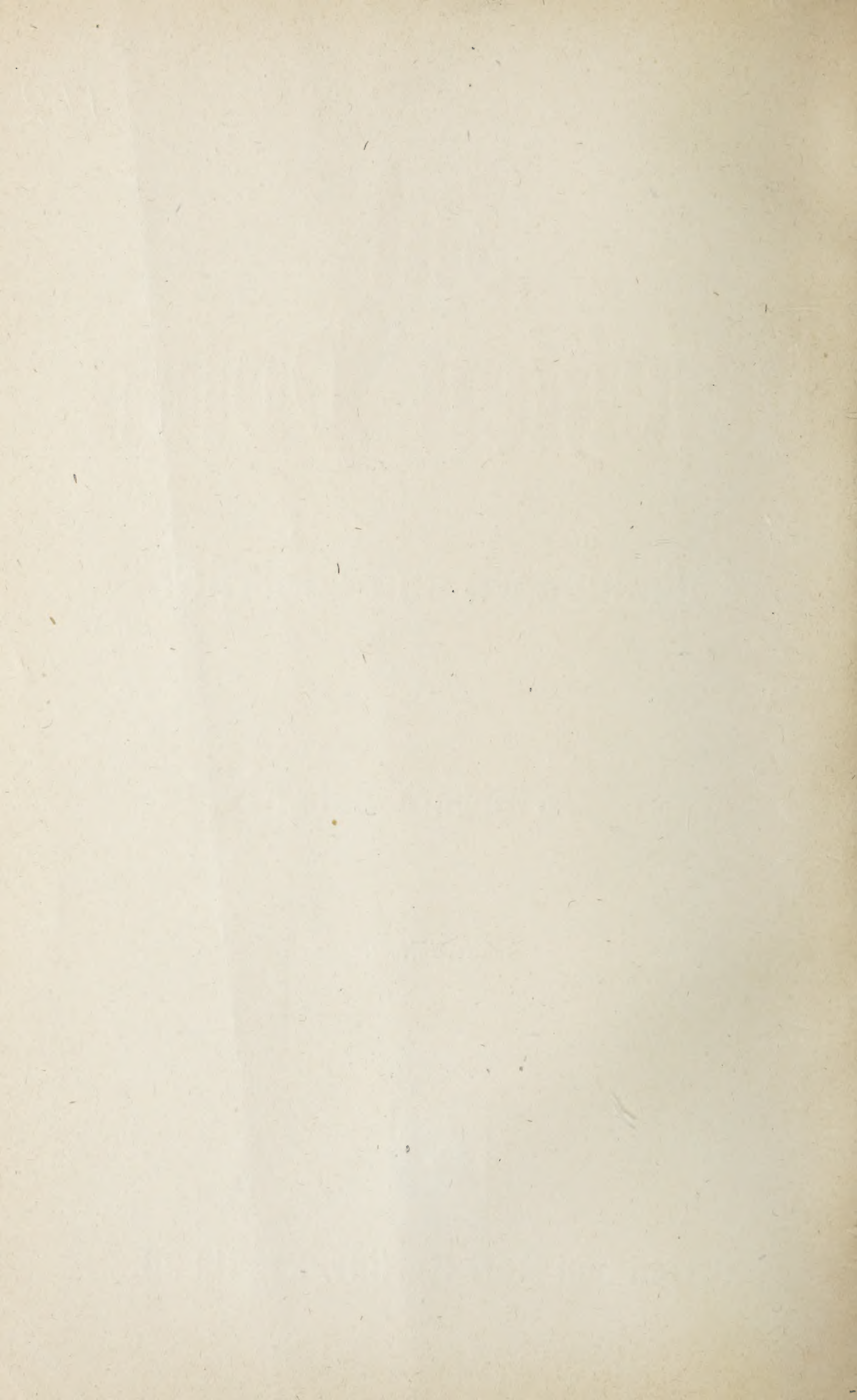
von

Dr. Richard Bahr

Zweite Auflage.



Verlag von Karl Curtius, Berlin W.



Im besetzten Polen

Stimmungen und Eindrücke

von

Dr. Richard Bahr

Zweite Auflage



Verlag von Karl Curtius, Berlin W 35
1916

Druck von H. S. Hermann in Berlin.

Inhalt.

Zur Einführung.

Die Arbeit, die ich hier vorlege, ist im Anschluß an eine Fahrt zu den Warschauer Hochschulfeierlichkeiten entstanden. Aber sie ist nicht das Ergebnis dieser kurzen Fahrt. Ich habe mich schon seit manchem Jahr mit den polnischen Dingen beschäftigt, die mir als in Kurland Geborenem vielleicht näher lagen als sonst den meisten Reichsdeutschen. Und immer habe ich versucht, von einer Behandlung dieser Fragen abzumahnen, an der mir mehr als die kühl abwägende Vernunft Vorurteil und Leidenschaften Anteil zu haben schienen. Vielleicht ist es doch so, daß man selbst in der nationalen Diaspora gelebt haben muß, um hier ganz gerecht zu urteilen.

Selbstverständlich bilde ich mir nicht ein, auf den wenigen Seiten das unendlich schwierige und verwickelte polnische Problem gelöst zu haben. Es sind wirklich nur „Stimmungen und Eindrücke". Vorschläge, die Dinge doch einmal auch von einer anderen Seite zu sehen; mehr Anregungen als Ausführungen.

Nur einen Anspruch erhebe ich, und an dem halte ich fest: daß, was hier geschrieben wurde, aus heißer Liebe zu Volk und Vaterland geschah. Auch zu dem Teil des deutschen Volkes, der außerhalb der Grenzen unseres Reiches siedelt.

Berlin, im Januar 1916.

Richard Bahr.

I.

Krieg und Universität.

Man fährt durch den Krieg, wenn man in diesen Zeitläuften nach Warschau fährt. Auch wer westwärts strebt, nach Brüssel oder Antwerpen, muß durch ein Gebiet, in dem heftige Kämpfe getobt haben. Aber die liegen dort doch schon weiter zurück und haben nicht so lange gewährt. In einem ersten, heftigen Anprall ist das Land überrannt worden. Dann waren die Dinge, wenigstens vorläufig, entschieden. Und als vollends der Sommer mit weicher Hand über das Gelände strich, war dem Bild der Zerstörung das Furchtbare genommen. Auf der Fahrt nach Osten spürt man dieses Furchtbare doch noch recht deutlich. Polen hat den Krieg gründlich ausgekostet. Es gibt hier — zwischen Warschau und Lodz — Strecken, wo kein Stein auf dem anderen geblieben zu sein scheint, und auch wo, wie z. B. längs der Bahnlinie Alexandrowo—Warschau, die Stürme nicht ganz so verheerend hausten, hat man immer die Empfindung, daß man dem Krieg auf frischer Spur folgt. Der Charakter des Landes ist da ja nicht ganz einheitlich. Zunächst schmiegt an die Grenze sich eine Zone, die offen-

bar verhältnismäßig wenig litt. Schon in Alexandrowo selber blieben alle Häuser verschont. Diese nüchternen, blechgedeckten, gelb angestrichenen Häuser, die vom Schwarzen Meer bis zum Eismeer den amtlichen russischen Baustil charakterisieren. Nicht einmal mit der Beseitigung der russischen Aufschriften hat man's hier sonderlich eilig gehabt. „Tamoschna" heißt es noch immer groß und breit auf dem Giebelfeld eines der gelben Kästen. Dabei ist in Wirklichkeit, wie die lustig im Herbstwind flatternde Fahne mit dem roten Kreuz im weißen Felde anzeigt, diese russische Zollverwaltung inzwischen ein deutsches Lazarett geworden. Auch die Landwirtschaft wird hier wohl mit besserem Erfolge und intensiver betrieben, als sonst in Rußland. Die Wiesengräben und die stehenden Wasser, die dem russischen Acker sein Gepräge geben, fehlen; der Boden ist drainiert, die Häuser in leidlichem Zustand. Allmählich indes ändert sich das Bild. Moosbedeckte Hütten schimmern herüber, schier fensterlos und so niedrig, daß man sich schwer vorstellen kann, wie hier noch Menschen gedeihen mögen. Und Wälder rücken an den Bahndamm, weite, undurchdringliche Wälder, die die Hand des sichtenden Forstmannes, scheint's, erst jetzt kennen lernen.

Dann aber ist mit einemmal der Krieg da. Ein zerschossener Bahnhof, ein zerstörtes Wärterhäuschen, tief in den Sand gewühlte Granattrichter und vor einem schmalen Bach, den der Laie kaum für ein militärisches Hindernis halten möchte, ein Durcheinander von

Schützengräben und Unterständen, die so aussehen, als ob sie eben erst verlassen wären. Es gibt keinen Anblick, der melancholischer wirkte, als so ein verlassenes Grabenstück. In diesen leeren Bodenrinnen wohnt buchstäblich das Grauen. Man fröstelt, wenn man die wirr umherliegenden Sandsäcke sieht, die vielleicht längst Heimgegangenen als Schutzwehr dienten, und in der großen Einsamkeit des russisch-polnischen Waldes diese noch mit Stacheldraht umwundenen spanischen Reiter, die in der Stunde des hastigen Aufbruchs zu dichten Knäueln zusammengeschoben wurden. Nacheinander, im fahlen Licht des Novembermorgens, gleiten all die Ortschaften an uns vorüber, die erst vor ein paar Monaten noch Tag für Tag in unseren Generalstabsberichten wiederkehrten: Wloclawek und Lowitsch, und Nieborow und Skiernewitsch, dessen protzig-byzantinischer Tempel mit den fünf goldblinkenden Zwiebeltürmen daran gemahnt, daß hier zuzeiten die russischen Zaren Einkehr suchten. Und Schirandow taucht auf mit seinem stillosen Gemisch von trübseligen hohen Steinkästen und noch trübseligeren niedrigen Hütten. Seine Spinnereien pflegten mit denen von Lodz ernstlich zu konkurrieren; jetzt liegen sie, weil es an Rohstoffen gebricht, hüben wie drüben still. Das ist hart, und man kann das Leid der Betroffenen nachfühlen. Aber auch in der Heimat haben wir schließlich manchen Betrieb stillegen müssen. Daß unsere Verwaltung in der kurzen Zeitspanne, die ihr blieb, sich redlich um die Wirtschaft des Landes bemüht hat, beweist die

Bestellung der Felder mit Wintersaat, zeigen auch die Kartoffelmieten, die man schon vom Bahnwagen aus allenthalben erblickt. Für die Industrie wußte man einstweilen freilich keinen anderen Rat, als den nicht übermäßig freudig befolgten an die Arbeiterschaft, vorübergehend ins Reich abzuwandern, wo es für rüstige, nicht einmal gelernte Hände genügend Arbeit und Verdienst gibt. Einen beträchtlichen Teil vermag nebenbei auch der Wegebau im Lande selber aufzunehmen und hat ihn aufgenommen.

Nun kündet mit der Zunahme der Gartenkulturen zu beiden Seiten des Schienenweges das Nahen der Großstadt sich an. Villen werden sichtbar, solche in europäischem Geschmack, und dazwischen wieder die stumpfsinnigen Bretterverschläge der russischen Datsche; dann lösen Vorstädte der Armut sie ab: durch schmutzige Straßen, vorbei an baufälligen Häusern mit blinden oder eingeschlagenen Scheiben, ziehen im langen Kaftan, ihr Warenbündel auf der Schulter, hausierende Juden. So fahren wir in die Feststadt Warschau ein, die sich anschickt, die Feier der Wiederbegründung ihrer polnischen Universität zu begehen . . .

* * *

Die Feststadt Warschau! Man muß seine deutschen, unsereinem in Fleisch und Blut übergegangenen Begriffe ein wenig beiseite legen, wenn man Warschau als Stätte akademischer Feiern würdigen will. Ich habe

während des Aktes in der Universität neben einem sozialdemokratischen Herrn gestanden, allerdings einem, der für seine Person erfreulich „umlernte“, und ihn gefragt: „Nicht wahr, derlei Dinge erhalten doch nur innerhalb des deutschen Sprachgebiets ihren rechten Schwung?“ Und der Herr, der in früheren Semestern mitunter wohl auch gegen unsere studentischen „Unsitten“ zu Felde gezogen sein mochte, hat mir's unumwunden bestätigt. Man mag noch so altklug über das Spiel der bunten Mützen und Bänder urteilen: akademische Feiern, die doch auch Feste der Jugend sind, bleiben ohne sie ohne Duft und Farbe. Dabei wäre die Stadt selber gar kein übler Rahmen für dergleichen Festivitäten. Es ist zwar nicht ganz zutreffend, wenn der jetzt verpönte Baedeker sie eine westeuropäische Stadt nennt. Richtiger wäre zu sagen: Warschau ist wie Budapest ein Zugangstor zum Osten. Eine der Stätten, wo die Welt des Okzidents in die des Orients übergeht. Nur daß es — dafür sorgt schon der starke Einschlag der osteuropäischen Judenheit — östlicher wirkt, als die von Jahr zu Jahr sich mehr europäisierende ungarische Residenz. Aber doch eine Stadt alter, westlicher, lateinischer Kultur.

„Wo Latein aufhört, hört Europa auf“, meinte der Universitätsrektor Brudzinski in seiner Weiherede, die mit klugem Bedacht die westlichen Zusammenhänge herauszuarbeiten sich mühte. Hier hat Latein nie aufgehört; auch die Architektur ist, soweit sie diesen Namen verdient, lateinisch. Zwar haben die Russen, wie über=

all, wo sie Hand auf fremdes Wesen legten, das Stadtbild nach Kräften zu verschandeln gesucht und wie in Riga, Reval und Helsingfors mit bewußter Barbarei ihre grellen byzantinischen Tempel, ästhetischen Zwinguris vergleichbar, just auf Plätze gestellt, wo sie die Einheit des Stils am empfindlichsten verletzen mußten. Dennoch: Warschau bleibt eine Barockstadt. Von jenem ein wenig schwermütigen polnischen Barock, das sich zu den heiteren Kunstbauten von Passau und Oberösterreich verhält, wie etwa die Weichsellandschaft zu dem lachenden Frohsinn des Donautals. Aber dem alten deutschen Studentenherz fehlt etwas an dieser Feier. Junge Leute, mit weißen Rosetten im Knopfloch, die ebensogut Mitglieder eines Vereins junger Kaufleute sein könnten, geleiten die Teilnehmer in den Festsaal, der in seiner weißgetünchten Nüchternheit mehr einem Konzertsaal gleicht als einer Universitätsaula, und halten hier — was bei dem gewaltigen Andrang nicht genug gerühmt werden kann — musterhafte Ordnung.

Dann rauscht die Rede des Rektors, eines noch jugendlichen, eleganten Mannes, über die Köpfe hin. Eine, wie man sich hernach aus der Lektüre des deutschen Textes überzeugen kann, vortreffliche, kluge, von nationalem Temperament belebte Rede. Aber einstweilen versteht man von ihr nur die paar eingestreuten deutschen Sätze. So muß der deutsche Festteilnehmer seine Stimmung für die Feier auf dem Weg der Reflexion gewinnen. Sind wir Deutschen nicht ein seltsames Volk!

Da steht eine Welt gegen uns in Waffen, schilt uns täglich in sieben bis neun Sprachen Barbaren und Kindesmörder, und der Zar, der über die sittlich verderbteste Völkergemeinschaft der Erde gebietet, hat gar eine Kommission eingesetzt, die ihm allwöchentlich über die deutschen Grausamkeiten Bericht zu erstatten hat. Wir aber sind in dem Lande, das wir von dem Zwingherrn befreit haben und vorläufig nur besetzt halten, noch nicht recht warm geworden — da kennen wir nichts anderes, als dem Analphabetentum, der geilen Frucht der russischen Wirtschaft, den Krieg zu erklären und an den Anfang gleich auch das Ende zu knüpfen, indem wir den Sehnsuchtstraum der in Kongreßpolen Siedelnden erfüllen und ihnen die nationale Universität wiedergeben und ein nationales Polytechnikum dazu. Das alles aber wird von dem Generalgouverneur, der an des Kaisers Statt hier sitzt, als wollte er jeden gefühlsseligen Dank von vornherein abweisen, für einen nüchternen Zweckmäßigkeitsakt erklärt: die Jugend sollte nicht unbeschäftigt bleiben, „soll aus der unfreiwilligen Muße schwerer Kriegszeiten wieder in die Bahnen friedlicher und fruchtbringender geistiger Tätigkeit zurückgeführt werden“.

Wer der Verwilderung gedenkt, die der Russisch-Japanische Krieg und die in seinem Gefolge einherziehende Revolution über die Jugend auch des Zartums gebracht haben, weiß freilich, daß die Eröffnung der beiden Hochschulen auch schon in dieser engbegrenzten Begründung eine Kulturtaat ersten Ranges und den Heran-

wachsenden eine bleibende Wohltat bedeutet. Die Polen, die diese Zeiten durchlebten, werden daran gedacht haben und wohl noch an manches andere daneben. Und sie brachten vermutlich für das Fest, das schließlich ihr Fest war und von ihnen nach eigenem Geschmack und Belieben gerüstet wurde, die richtige Stimmung und die rechten Erinnerungen mit . . .

* * *

Im Jahre 1814 gab's im Großherzogtum Warschau 1489 Schulen mit insgesamt 44 670 Schülern und Schülerinnen, und die Zahl der Analphabeten schätzte man auf 35 Prozent. Heute, nach einem Jahrhundert russischer Herrschaft, sind nachweisbar 70 Proeznt der Bevölkerung des Lesens und Schreibens unkundig. Die Stadt Warschau allein hatte im Jahre 1821 bei 136 000 Einwohnern 82 Volksschulen. 1914, wo ihre Bevölkerung sich auf 771 000 Köpfe erhöht hatte, wurden 221 Volksschulen gezählt, also nur zweieinhalbmal mehr, als drei Menschenalter zuvor. In diesen paar Zahlen ist eigentlich kurz und anschaulich die Summe der Niedertracht umschlossen, die man das russische Unterrichtssystem in Polen heißt. Ein System, das seit dem ersten Nikolaus und seinem Henkersknecht Packiewitsch ausgesprochen den Zweck hatte, die Bevölkerung durch Verdummung niederzuhalten. Eine kurze Zeit der Blüte war dem voraufgegangen. Als Alexander I. auf dem Wiener Kongreß sich das reichste Stück der pol-

nischen Beute zuteilen ließ, befand er sich noch in seiner liberalisierenden Periode, und es schmeichelte seinem eitlen Sinn, den Polen als Licht- und Heilbringer zu erscheinen. 1818 wurde von ihm — als polnische Anstalt, versteht sich — die Warschauer Universität begründet, und vier Jahre später hatte sie bereits 491 Hörer. Aber schon in den letzten Jahren Alexanders begann (nebenbei nicht in Polen allein) die Reaktion und 1832, nach dem ersten Aufstand, wurde die Universität von Kaiser Nikolaus geschlossen. Dann wehten unter dem zweiten Alexander noch einmal mildere Lüfte; das Land hatte unter dem Marquis Wielopolski eine gewisse Autonomie erhalten, und als sogenannte „Hauptschule“ ward 1862 die Universität wieder eröffnet. Hernach, 1869, begann der Fall, dem kein zweiter Aufstieg mehr folgen sollte. Nach und nach wurde die Warschauer Universität ins Russische reformiert, nach derselben heimtückischen Methode, die wir zuletzt an dem in Jurjew übersetzten Dorpat kennen gelernt haben. Man legte es darauf an — was immerhin etwas heißen will — den Grenzlanden die schlechtesten von allen russischen Universitäten zu bescheren, berief Kümmerlinge und Charakterlose zu Professoren, schraubte die Anforderungen an die Hörer herab und hatte die Freude zu sehen, daß sich nun an der Weichsel wie später am Embachstrand der Abschaum des studierten und studierenden Rußlands ein Stelldichein gab.

Es wird immer ein Ruhmestitel der Polen bleiben, daß sie von diesen eigenartigen Bildungsstätten (die 1900 aus den Erträgnissen einer polnischen Festgabe für Nikolaus II. gegründete Technische Hochschule war um keinen Deut besser) sich fern gehalten haben. Die anständigen Polen studierten, solange das Verhängnis nicht auch schon über das Baltikum hereingebrochen war, in Dorpat und Riga, seither in der Hauptsache in Krakau und Lemberg. Im Jahre 1913/1914 war die Universität bloß von 293 Katholiken, das Polytechnikum von deren 232 besucht; diese Zahlen werden im wesentlichen wohl auch die der polnischen Hörer angeben. Wer in Kongreßpolen selber nach wissenschaftlicher Vertiefung strebte, der mußte sich an die „höheren wissenschaftlichen Kurse“ halten, die — eine Frucht der Revolutionsjahre — seit 1907 von Warschauer Privatgelehrten eingerichtet waren. Institute nach Art der Brüsseler freien Universität, die gewiß ganz ausgezeichnet dem Bildungstrieb eines weiteren Publikums zu dienen vermochten, gerade aber um deswillen nicht das leisten konnten, was eine ausschließlich auf die Bedürfnisse der Jugend eingestellte Vollanstalt zu leisten imstande ist.

Nun haben dieselben Deutschen, die den russischen Bedrücker verjagten, den Polen ihre nationalen „Hauptschulen“ wiedergebracht. Die sind zunächst noch ein wenig ins Blaue hineingebaut, weil man noch immer im Lande nicht weiß, wer Koch und wer Kellner ist. Die Universität ist auch noch keine Vollanstalt, weil die medi-

zinische Fakultät vorläufig noch auf Auswachsen berechnet bleibt und die theologische erst eröffnet werden kann, wenn die päpstliche Zustimmung eintraf. Aber das Eis ist doch gebrochen, das stattliche Haus gebauet, und es müßten eigentlich von hüben und drüben Fehler ohne Zahl gemacht werden, wenn aus diesen Schöpfungen nicht für Polen wie Deutsche annehmbare Früchte reifen sollten.

* * *

II.

Polnische Stimmungen.

Als Napoleon im Dezember 1806 in Warschau einzog, war seine erste Frage: Wo sind Eure Magnaten, die Potocki, Czartoryski und die anderen? Man kann derselben Frage oder zum mindesten einer sehr ähnlichen Fragestellung heute auch aus deutschem Munde begegnen. Wobei es dann nicht selten geschieht, daß die Frage die Form der Anklage annimmt: der hohe Adel sei durch die Bank russenfreundlich und harre in Petersburg oder Moskau nur des Sanktnimmerleinstages, da irgendein General Rußki die Deutschen wieder aus Kongreßpolen verscheucht haben würde. Ich neige — schon auf Grund meiner eigenen, naturgemäß recht äußerlichen Beobachtungen — dazu, die Behauptung für falsch zu halten. Bei der Eröffnungsfeier in der Universitätsaula sah man zahlreiche Damen mit einem breiten roten Ordensband um die Brust. Auf meine Erkundigung wurde mir die Auskunft: das seien Stiftsdamen. Wer die Art dieser Stifter, etwa des Theresianischen Damenstifts auf dem Prager Hradschin, kennt, wird sich er-

innern, daß ihre Tore nur nach einer sehr gediegenen Ahnenprobe sich aufzutun pflegen.

Und wenn man abends die Stätten aufsuchte, wo das gesellschaftliche Leben Warschaus noch einigermaßen pulst, die Oper oder die Speisesäle der großen Hotels, traf man auf Gestalten, die gleichfalls nicht den Eindruck machten, als wären sie direkt oder auf Umwegen aus dem Ghetto oder aus dem Kleinbürgerhaus gekommen. Ein polnischer Gelehrter, der nach seiner politischen Richtung nicht eigentlich den Anspruch erheben kann, zu den Parteigängern des Feudaladels zu gehören, hat mir erzählt: geflüchtet seien nur diejenigen, die in Rußland, in Wolhynien, Podolien, Ostlitauen große Güter haben. Deren sind gewiß nicht wenige, und es handelt sich dabei sicherlich um zum Teil sehr ansehnliche Besitztümer: ein Graf Branicki allein z. B. herrscht in der Gegend von Kiew bei Bjelaja Zerkowj über ein ganzes Fürstentum. Und nicht nur Blut, auch Geld pflegt bekanntermaßen ein besonderer Saft zu sein. Immerhin würde, selbst wenn die Behauptung von der Russenfreundlichkeit des polnischen Adels richtig wäre, damit noch nichts über die Kongreßpolen bewegenden Stimmungen ausgesagt. Auch dort hat die Gesellschaft sich demokratisiert. Der Aufstand von 1832 ward noch vom Adel angeführt; 1862 verhielt die Mehrzahl schon sich überwiegend neutral: nur ein einziger, ein Fürst Lubomirski, nebenbei der Vater des gegenwärtigen Warschauer Stadtpräsidenten, tritt noch in den Vordergrund. Seither ist, was man bei uns in

Deutschland viel zu wenig beachtet hat, auch in Kongreßpolen ein nationaler Mittelstand aufgekommen. Ein Mittelstand und ein politisch und völkisch interessiertes Bauerntum. An dem, was man in den Zeiten der russischen Herrschaft das „unterirdische Polen" genannt hat, haben gerade die Bauern einen recht starken Anteil gehabt.

Dennoch wird nicht zu leugnen sein: es hat Russenfreunde in Warschau und in Kongreßpolen gegeben, gibt sie, wenngleich wohl nur in den Niederungen der Gesellschaft, vielleicht auch heute noch, und es verlohnt sich schon, weil daraus auch für unsere eigene politische Hantierung mancherlei abzunehmen ist, einmal den Gründen für diese rätselhafte Erscheinung nachzugehen. Denn rätselhaft, mehr noch: ein Wunder bleibt es am Ende doch, daß in Kongreßpolen Sympathien für den Großrussen aufkeimen konnten. Der hatte zweimal im Verlaufe eines knappen Menschenalters die Väter und Großväter der heute lebenden Generation in die Gefängnisse gesteckt, gefoltert, gehenkt und aus Haus und Hof nach Sibirien getrieben. Aber darüber war ein halbes Jahrhundert verflossen, und in solcher Frist verblutet sich manches, und auch herbe Erinnerungen verdämmern. Schwerer wog, daß die Russen die Seele des polnischen Volkes zu morden versucht hatten. Jahrzehntelang war in der Öffentlichkeit, auf der Straße, im Theater, im Restaurant jedes polnische Wort verfemt gewesen. Was die Russen den Deutschen im Baltikum erst im letzten

Kriegswinter antaten, ward an den Polen je und je geübt. Wer öffentlich sich seiner Muttersprache zu bedienen wagte, wurde in harte Strafen genommen, zum mindesten zugunsten der Privatschatulle irgendeines zufällig „kassabedürftigen" russischen Würdenträgers gepönt, und selbst als man nach der Revolution mildere Saiten aufzuziehen begonnen hatte und sogar, sofern die Polen die Mittel dazu aufbrachten, Schulen, freilich rechtlose, mit polnischer Unterrichtssprache duldete, galt für gewisse von der Weihe des Amtes und des Tschins umwobene Stätten, wie die Post- und Telegraphenanstalten, der Gebrauch der polnischen Sprache als schlechthin verboten.

Trotzdem — das wird von einsichtigen Polen auch gar nicht geleugnet — war die Stimmung bei Kriegsbeginn überwiegend deutschfeindlich, ward an den Sieg der Russen geglaubt und, was schlimmer ist, vielfach sogar auf ihn gehofft. Nicht gerade aus schwärmerischer Liebe für die Großrussen und das sie regierende Haus Romanow. Aber man rechnete: der Sieg Rußlands würde die Wiedervereinigung aller Polen unter einem Zepter bringen, und dann müßte ihnen, wie man in Österreich zu sagen pflegt, schon „via facti" eine einflußreiche, schier ausschlaggebende Stellung zufallen. Andere wieder ließen mehr von Regungen des Gefühls sich leiten: und das ist die Stelle, wo unsere heimische, allzusehr von Gesichtspunkten innerer Politik bestimmte Behandlung des polnischen Problems sich rächte. Über diese Dinge wird ausführlich erst zu einer späteren Frist zu reden sein:

dann wird sich auch aufzeigen lassen, wie, was von uns hier versäumt oder versehen ward, von langer Hand und mit geradezu dämonischem Geschick von den Russen zur Aufpeitschung gegen alles Deutsche ausgenutzt wurde.

Über eine dritte Ursachenreihe der polnischen Russenfreundschaft ist leichter zu sprechen. Die schwingt, wennschon, wie gesagt, nur in den Tiefen der Gesellschaft, wohl noch heute mit und läßt sich auf die kurze Formel bringen: Geschäft. Der Russe ist leichtlebig, ist für deutsche Begriffe sogar der geborene Lüderjahn (wofür man im Russischen euphemistisch schirokaja russkaja natura, breite russische Natur, sagt) und er schüttet das unrecht Gut, von dem er, soweit er Beamter oder Offizier ist, im wesentlichen gedeiht, mit vollen Händen unter die Leute. Die russischen Gewalthaber hatten eine ebenso einfache wie erfolgreiche Methode der Geldgewinnung sich ersonnen: sie „befreiten" vom Militär. Anfangs erhoben sie von dem einzeln Pflichtigen 1000 Rubel. Später, als der deutsche Halbring sich schon um Warschau geschlossen hatte, und sie selber mit einem Fuß bereits auf dem rechten Weichselufer, hinter Praga, standen, gingen sie bis auf 25 Rubel herunter. So wuchsen ihnen buchstäblich Millionen in der flachen Hand. Die aber wurden — das ist das russische Einmaleins — hastig umgesetzt in dem atemlosen Rhythmus dieses wilden russischen Lebens, das vom Tafelschnaps über Champagner sich zu Benediktiner und nächtens genossenen schweren Frühstückweinen steigert. Die Gasthäuser und die Bordellwirte, die Kellner,

Kutscher, Portiers und Freudenmädchen haben bis in die Tage des Sturms und des Sprengens der Weichselbrücke goldene Zeiten gesehen, und sie alle trauern wohl ein wenig der verflossenen Russenherrlichkeit nach. Der deutsche Beamte und Offizier — nur mit tiefem Respekt kann ich's, der ich ihn in Belgien, in dem gewiß verführerischen Budapest und jetzt wieder in Warschau, sah, bekennen — lebt ehrbar, bescheiden, sparsam. Und denen, die es so ganz anders kannten, macht es Mühe, sich an diesen fremden Typus eines Mannes, der die Macht hat und doch nicht prügelt, nicht Fußtritte austeilt und nicht Bestechungsgelder einkassiert, zu gewöhnen.

Gewiß ist Warschau eine polnische Stadt. Sie ist's schon seit den Tagen, wo nach der Revolution von 1905/06 der öffentliche Gebrauch der polnischen Sprache gestattet war; wodurch wieder einmal erwiesen wird, wie im tiefsten Grunde unklug, weil unwirksam, diese russische Unterdrückungspolitik je und je gewesen ist. Aber der Duft der russischen Herrschaft hängt der Stadt doch noch in den Haaren. Sie lebt gewissermaßen zwischen den Zeiten und zwischen den Kulturen. Die russischen Firmenschilder sind verschwunden, aber in den Straßen begegnet einem doch noch mancher Gymnasiast und mancher Realschüler, der seine alte blaue oder schwarzgrüne Russenuniform aufträgt.

Zusammenfassend wird man sagen dürfen: die Russenfreundschaft — denn die zuletzt beschriebene Gattung zählt, wenn man von den Empfindungen eines ehren-

haften Volkes spricht, nicht mit — ist verflogen. Es gibt unter den Polen politisch Urteilende nicht mehr, die eine Wiederkehr der Russen wünschten. Ob sie deshalb nun schon Deutschfreunde wurden? Ich möchte es bezweifeln. Die Wahrheit ist wohl: man wartet ab. Mit Neugier und mit einer Art Wohlwollen. Seit der Eröffnung der Universität vielleicht sogar mehr mit Wohlwollen, als mit Neugier. Im allgemeinen decken sich, soweit ich aus Stichproben, die ich verschiedenen politischen Bezirken entnahm, schließen darf, die Wünsche für die Zukunft etwa mit denen des Obersten Polnischen Nationalkomitees. Es zeigt sich hier wieder der starke Einfluß, den bei unentwickelten staatlichen Zuständen die Universitäten auf das gesamte geistige Leben eines Volkes üben. „Wir verdanken es Krakau und Lemberg", sagte mir der polnische Gelehrte, von dem ich schon oben sprach, „daß wir durch die Zeit der Russenherrschaft unsere geistige Existenz haben retten können."

Nebenher aber ersehnt man sich einen autonomen Aufbau. Will nicht bloß Objekt sein, will mitraten dürfen . . . .

* * *

III.

Wirtschaft und Recht in Polen.

Man kann von ernsthaften und besonnenen polnischen Männern, denen es ehrlich um einen Ausgleich zwischen Polen und Deutschen zu tun ist, hören: es sei ewig schade, daß zunächst das Gebiet von Lodz und dann erst und nach so langer Frist Warschau von unseren Truppen erobert worden sei. Die Beziehungen zwischen uns und den in Kongreßpolen Siedelnden wären sonst einen anderen Gang gegangen, und manches Vorurteil überhaupt nicht erst aufgekommen. Das ist bis zu einem gewissen Grade unzweifelhaft richtig. Vor allem hätte nicht in so vielen deutschen Köpfen die Vorstellung Wurzel fassen können: das Zartum Polen sei mit seinen wirtschaftlichen Interessen auf Gedeih und Verderb mit Rußland verknüpft. Soweit der Lodzer Bezirk in Betracht kommt, liegt darin ja ein Körnchen Wahrheit; freilich ein Körnchen nur. Denn diese Lodzer Industrie war in der Hoffnung auf den Export nach Inner-Rußland begründet, wennschon ihr den in den letzten Jahren unter hoher obrigkeitlicher Förderung Mos-

kau mit Erfolg streitig zu machen gewußt hatte. Die Sorgen der Lodzer Spinner und Weber aber, die sich plötzlich vor die Notwendigkeit gesetzt sahen, ihre Produktion auf eine neue Grundlage zu stellen und sich andere, zunächst gewiß unbequemere Absatzwege zu suchen, färbten ab. Die Warschauer Industrie hat solche Sorgen nicht gekannt. Die hatte sich schon im Februar oder März 1915, also noch zu russischer Zeit, bei einer von einem Fachblatt veranstalteten Umfrage für eine Zwischenzollinie gegen Rußland ausgesprochen. In Warschau ist nämlich die polnische Eisenindustrie zu Hause, und für die gibt es in einem Lande, das noch keine Kanalisation kennt, keine Wasserleitungen, elektrisch betriebene Straßenbahnen vorerst nur in den beiden Großstädten Warschau und Lodz, Ausdehnungs- und Absatzmöglichkeiten in Hülle und Fülle. Ein anderer Teil der polnischen Metallindustrie hat seinen Sitz im Dabrowaer Kohlenbecken, das ja nun auch im Bereich der deutschen Verwaltung liegt. Dort wird in stark entwickelten Großbetrieben Stahl, Zink, Eisen verarbeitet, werden Maschinen, Glaswaren und Chemikalien erzeugt. Gewichtiger bleibt hier natürlich der Bergbau: aus dem Dabrowaer Revier stammt ungefähr ein Viertel aller in Friedenszeiten in Rußland geförderten Kohlen. Gewichtiger auch schon darum, weil er nächst dem Textilgewerbe die Hauptindustrie Kongreßpolens darstellt. Dieser Bergbau ist mit seiner Produktion gleichfalls

nicht auf Rußland angewiesen, und um die Zuckererzeugung steht es nicht anders. Der Zuckerverbrauch im Lande war bisher äußerst gering. Er erreichte kaum den achten Teil des deutschen. Aber er wird und muß sich steigern, sobald Handel und Wandel sich erst beleben und, was freilich von heute zu morgen nicht zu erzielen sein wird, der Kulturstand der Bevölkerung sich erhöht.

So stehen die Aussichten für ein aus der Umklammerung der russischen Polypenarme losgelöstes Polen durchaus günstig. Allerdings handelt es sich dabei meist um Aussichten für die Zukunft. Der Not der Gegenwart beizukommen, ist nicht ganz so leicht. Die deutsche Verwaltung bemüht sich nach Kräften, ihr zu steuern. Sie läßt — ich sprach schon an einer früheren Stelle davon — die alten, im Kriegsgetümmel zerstörten Wege ausbessern und neue bauen, sie sorgt neuerdings auch dafür, daß die ins Reich abwandernden Arbeiter ihre Frauen mitnehmen dürfen; sie hat in dem der deutschen Verwaltung unterliegenden Teil des Dabrowaer Kohlenreviers, im Bezirk Bendzin, die Kohlenförderung wieder aufgenommen. Sie will jetzt auch durch Errichtung amtlicher Handelsstellen dem Handel Erleichterung bringen, und plant, um dem Mangel an Umlauf- und Zahlungsmitteln zu begegnen, die Schaffung von Darlehnskassen und die Gründung einer Bank. Aber das alles reicht anscheinend doch noch nicht ganz aus. In den Gebieten, die

wir zu verwalten haben, überwiegen die Industrie-arbeiter, und deren Zahl schätzte, die Familien ein-gerechnet, eine Eingabe der Warschauer Industriellen kürzlich auf drei Millionen Köpfe. In Polen ist man der Meinung: wirklich helfen könnte nur eine Wiedereröff-nung der Arbeitsstätten im weitesten Umfange. Dazu mag sich aus sicher sehr beachtlichen Gründen die Ver-waltung nicht oder noch nicht verstehen. Sie läßt sogar das in Polen erzeugte Getreide in deutschen Mühlen vermahlen und führt es dann wieder ein. Und so bleibt zwischen den Wünschen des Landes und dem, was nach ihrer pflichtgemäßen Überzeugung die Verwaltung zu be-willigen und zu bringen bereit ist, ein Abstand . . .

Dafür haben wir den Polen etwas anderes beschert. Etwas, dessen Segen sie noch nie an sich erfuhren: eine saubere, korrekte, von dem Kleinsten, Alltäglichen, für unser Kulturgefühl schlechtweg Unabweislichen aus-gehende und zu den höchsten Zielen aufschauende Verwaltung. Ich habe, als mir von den Dingen berichtet wurde, die hier in einem Teil des Lan-des seit dem Januar vorigen Jahres, in dem anderen, dem größeren, erst seit dem August geschaffen wurden, immer daran denken müssen, was uns Gustav Schmoller einst — man ist darüber auch schon fünfzig Semester älter geworden — mit der heiligen Liebe des nachschaffenden Erzählers über den Wunderbau der preußischen Verwaltung auseinanderzusetzen pflegte. Was in Kongreßpolen in diesem Stück geleistet wurde,

verhält sich zu Schmollers berühmtem Kolleg über die preußische Verwaltungsgeschichte wie die Praxis zur Theorie. Es ist sozusagen die Probe auf das Exempel. Dies Land ist ja nie verwaltet worden. Auch nicht, als die russischen Beamten, die jetzt ihre Polen zugedachten Kanzleien in Samara haben und für die in partibus geleistete Untätigkeit natürlich nach wie vor ihren Sold beziehen, noch an Ort und Stelle waren. Der polnische Dumaabgeordnete v. Lempicki, der im Taurischen Palais nebenbei immer zur Opposition gehört und dem „zarentreuen" Herrn Dmowski kräftig Widerstand geleistet hat, prägte neulich ein hübsches Wort. Er meinte zu einem Ausfrager: Rußland ist ein Gefängnis, in dem die eine Hälfte der Einwohner die andere überwacht. Ich möchte daran anknüpfend sagen: Und die russische Verwaltung besteht in dem fortwährenden Ersinnen neuer Nichtsnutzigkeiten mit dem Endziele, daß die Begüterten sich zugunsten des Privatsäckels der Beamten von ihnen loskaufen.

Auf diesem ungepflügten Boden hat eine Auslese von Preußens und Alldeutschlands Beamtentum ein Kunstwerk geschaffen. Auch darin schon ein Kunstwerk, daß es gewissermaßen ein tendenzloses, unabsichtliches Schaffen war. Man wußte ja nicht und weiß es auch heute nicht, wer zu guter Letzt die Früchte all der aufbauenden Arbeit ernten wird. Aber man arbeitete sozusagen aus der Freude am Stoff, und weil es diesen, in der ernsten Schule deutscher Pflicht erzogenen Beamten

als das schlechthin Selbstverständliche galt, dafür zu sorgen, daß eine in ihre Obhut gegebene Bevölkerung reinlich verwaltet, beschult, vor körperlicher Schädigung bewahrt würde und jederzeit ihren ordentlichen Richter fände. Ob sich die deutsche Verwaltung dabei im einzelnen nicht mehr Bürden auferlegt hat, als eigentlich vonnöten war, wage ich nicht zu entscheiden. Von den Polen kann man bisweilen den Einwand hören: für die Rechtspflege hätten sie schon von sich aus gesorgt. Nach dem Abzug der Russen, der zugleich den Abzug aller Richter einschloß — denn auch die richterlichen Beamten waren hier wie im Baltikum durch die Bank Nationalrussen gewesen —, hätte das inzwischen durch die Verfügungen des Generalgouvernements aufgehobene Zentralkomitee den Justizapparat in Warschau in Gang gesetzt, und binnen wenigen Tagen schon hätten 400 polnische Richter und Schöffen die Zivil- und Strafverhandlungen zur Zufriedenheit der Einwohner geführt. Wie gesagt: in diesen Stücken möchte ich mich des eigenen Urteils bescheiden. Nur wünschen, daß, was von den oberen Stellen mit so viel Takt und Vorsicht und psychologischem Verständnis eingerichtet ward, im gleichen Sinne auch von den unteren Organen ausgeführt werde. Denn die Bevölkerung — das ist auf der ganzen Welt nicht anders — kommt nun einmal in der Regel nur mit den unteren Organen in Berührung. Und wenn sie sich von denen falsch behandelt glaubt — auch in der Be-

ziehung besteht leider Gottes in der ganzen Welt die nämliche Übung —, neigt sie sofort dazu, zu generalisieren.

Das zentrale Komitee ward zeitweilig aufgelöst; das örtliche funktionierte weiter. Funktionierte sogar — es scheint mir eine Pflicht deutscher Wahrhaftigkeit, das offen auszusprechen — ganz vortrefflich. Der Sicherheits- und der Ordnungsdienst in Warschau wird von der Miliz versehen, die sich wenige Stunden nach dem Abmarsch der Russen gebildet hatte. Das Bürgerkomitee hat zu diesem Ende 10 000 Mann zusammengebracht, Leute aus allen Gesellschafts- und Altersklassen, unter denen aber, nach dem Augenschein zu urteilen, die jüngeren Semester und die gebildeten Schichten überwiegen. Diese Milizianten widmen sich ihrem harten, aufreibenden und gefährlichen Dienst — zwei von ihnen haben im Kampf mit nächtlichen Räubern bereits ihr Leben lassen müssen — mit Aufopferung, Freudigkeit und nicht genug zu rühmendem Geschick. Man begegnet in Warschau nicht diesen finsteren Blicken, die in manchen belgischen Städten die schwarz-weiß-rote Binde am Arm Lügen strafen. Höflich und freundlich wird dem ortsunkundigen Pilgrim der Weg gewiesen. Fragt man, um die Verständigung zu erleichtern, russisch, so erfolgt die Antwort zumeist in einem durchaus korrekten Deutsch.

Diese Milizianten haben am Tage der Universitätseröffnung ein Kunststück zustande gebracht, für das ich sie ehrlich bewundere. Es war in der Kathedrale während

des Pontifikalamts zum Ersticken voll. Wer nahe am Altar saß, sah sich mit bangen Blicken um, wie er aus dem Gewimmel wohl den Ausweg finden möchte. Dann, als die Stunde des Festakts in der Aula näherrückte, machten sich einige Beherzte daran, solchen Ausweg zu suchen. Und mit einem Male war er da. Wie auf Zaubergeheiß hatte die Menschenmauer sich geteilt, und an einem Spalier von Milizianten vorbei verließ man — ich hätte beinahe gesagt: trockenen Fußes — die Kirche. Ich habe in meinem Leben mancher Massenansammlung daheim und in der Fremde beigewohnt; aber daß eine schaulustige Menge sich so in der Gewalt haben könnte, habe ich noch nicht gesehen. Das setzt doch voraus, daß diese Massen Disziplin zu halten wissen. Von solcher nicht alltäglichen Selbstbeherrschung habe ich dann noch eine andere Probe erlebt: im Theater. Man gab eine gleichgültige Neu-Wiener Operette, die mehr schlecht als recht Liebe und Walzer zu reimen versuchte. Und zwischendurch tanzten Tenor und Soubrette eine Mazurka. Tanzten sie hinreißend, mit Grazie und mit Feuer. Im Hause aber blieb alles still. Man freute sich des nationalen Tanzes, aber man hütete sich vor einem geräuschvollen Beifall, der als politische Demonstration hätte ausgelegt werden können. Anstandshalber rührten sich ein paar Hände; dann war alles vorüber. Ich habe zu früheren Zeiten ähnliche Situationen in Triest und im Genfer sommerlichen Revue-Theater

gesehen. Dort brausten minutenlang die Beifallsstürme, und des Bis-Rufens war kein Ende.

Diese Polen verstehen also Selbstbeherrschung zu üben, und darum, scheint mir, könnte man in manchem Stück vielleicht sie freier gewähren lassen, als das heute geschieht. In den Warschauer Zeitungen z. B. dürfen die polnischen Legionen nicht erwähnt werden. Warum nicht? Die polnischen Legionen fechten doch, wenn ich recht berichtet bin, Schulter an Schulter mit unseren Truppen, und neulich erst, sofern mein Gedächtnis mich nicht täuscht, hat ein deutscher General, hat der Kaiser sogar, die Legionen für ihre Tapferkeit öffentlich belobt. Gewiß: für die Polen heften sich an das Institut der Legionen bestimmte Erinnerungen. Aber die knüpfen sich am Ende auch an Schnürrock und Konfederatka. Und doch trug der Pförtner, der bei der Universitätsfeier den Würdenträgern die Tür aufriß, die Konfederatka auf dem Kopf. . . .

* * *

IV.

Polnische Streitfragen.

Als vor einem halben Jahr, bald nach der Einnahme von Warschau, die polnischen Mitglieder des österreichischen Reichsrats und des obersten polnischen National-Komitees mit einer auf alle Fälle ungeschickt und mißverständlich stilisierten Erklärung an die Öffentlichkeit traten, war man in Deutschland nicht gerade entzückt. Man nannte sie verfrüht und taktlos (obschon man bislang immer wieder gefragt hatte, wie sich denn nun eigentlich die Polen ihre Zukunft dächten), und andere hielten die Gelegenheit für geboten, die bis an den Rand gefüllten Schalen alten Mißtrauens von neuem feierlich auszuschütten. Es zeigte sich hier wieder, wie schwer es der Mehrheit von uns Deutschen wird, diese polnischen Dinge in größere Zusammenhänge zu stellen und sie als internationales Problem zu sehen. Da wurden nur immer wieder zum ach, wievielten Male, die alten, bekannten Walzen abgespielt. Von den Polen, die doch niemals aufrichtige Freunde deutschen Wesens werden würden, die, einmal in irgendeiner Form Staat geworden, von Stund an dem Zugang zum Meere zustrebten,

und eines Tages sicherlich uns noch Königsberg und Danzig abzunehmen trachteten. Und von ihrer innerlichen Verknüpfung mit den Russen, mit denen sie über kurz oder lang gegen uns sich verbünden würden.

Es verlohnt sich vielleicht, da sie immer wiederkehren und zur eisernen Ration bei vielen geworden sind, denen sie das Nachdenken ersparen, diese Argumente sich ein wenig näher anzuschauen. Zunächst ist es nicht richtig, daß sozusagen schon eine natürliche Geneigtheit, eine angeborene Disposition der Polen zur Verbrüderung mit Rußland bestünde. Die russische Geschichte lehrt das Gegenteil. Sie ist die Geschichte der Kämpfe Groß-Rußlands mit den Polen. Nun trifft es ja gewiß zu, daß die Zärtlichkeit der Polen für Deutschland und deutsches Wesen in den letzten Jahren nicht gerade gewachsen ist. Aber angenommen selbst, woran man einstweilen noch zweifeln kann, daß diese Empfindungen auch in Zukunft andauerten, ist es nicht eben wahrscheinlich, daß ein irgendwie selbständiges polnisches Staatsgebilde notwendig auf unsere Kosten Eroberungen zu machen versuchen müßte. Das eigentliche Ausdehnungsgebiet der Polen liegt wo anders. Liegt vornehmlich in den weiten litauischen und weißrussischen Gefilden, die seit dem 15. Jahrhundert den Zankapfel zwischen Rußland und Polen gebildet haben. Die preußisch-deutsche Erde — darüber werden wohl auch die polnischen Politiker sich nicht täuschen — ist im wesentlichen ausgeteilt. Aber dort oben ist noch ein Königreich zu erobern. Ein Ge-

biet von insgesamt 306 000 Quadratkilometern. Sechs russische Gouvernements, davon das eine, das Gouvernement Minsk, allein so groß wie das ganze königliche Sachsen. Und eine gesellschaftliche und völkische Schichtung, die allen polnischen Wünschen entgegenkommt. Die Weißrussen, oder wie man sie auch genannt hat, die Weißruthenen, die den Stamm der Bevölkerung ausmachen, sind ohne besondere nationale Aspirationen; sie sind zudem, soweit sie sich zum Katholizismus bekennen (und das ist immerhin die Mehrheit), stark polonisiert. Der Großgrundbesitz aber ist — zum mindesten in der Form dauernder Pachtung von den landfremden russischen Besitzern —, trotz aller Strafenteignungen und einschränkenden Ukasen in polnischen Händen geblieben. Hier böte dem Betätigungsdrang der Polen sich ein einstweilen gar nicht ausmeßbares Feld, und es wäre eigentlich wider die Natur, wenn angesichts so lockender Möglichkeiten der westliche Kleinkrieg die Polen noch länger reizen sollte.

Man wird mir einwenden: das sind in die Zukunft verlegte Geschichtskonstruktionen. Aber geben die nach rückwärts gerichteten Propheten, die uns vor einer Wiederholung der Lagienka- und Mieroslawskischwärmerei warnen zu müssen glauben, mehr? Mir scheint, es handelt sich hier darum, nüchtern, ohne alle Sentimentalität, von keinem andern Gesichtspunkt geleitet als dem unseres eigenen Interesses, das Für und Wider abzuwägen. Dürfen wir diese „Westgouvernements“

noch einmal den Russen ausliefern, was zur unausbleiblichen Folge hätte, daß die Polen, die zum Teil doch schon stark dabei waren, vollends russifiziert werden, und der vom Mir befreite großrussische Bauer in breitem Schwarm bis hart an unsere Ostgrenze vordringt? Oder sollen wir den Versuch machen, Vorsehung zu spielen und mit Hilfe der Polen den Grenzwall zu verbreitern, der Europa von Halbasien trennt? Das erste wäre gleichbedeutend mit kampflosem Verzicht, das andere wenigstens der Anlauf zu einer Verteidigung. Den Polen wie den Deutschbalten hat die Schicksalsstunde geschlagen. Länger könnten in ihrer bisherigen Zwitterstellung, eingekeilt zwischen zwei großen Nationen, die einen wie die anderen sich nicht mehr halten. Zumal auf die Polen gewann (insbesondere durch ihr gewiß nicht alltägliches Schrifttum) die russische Kultur mehr und mehr Einfluß. Dauerte das bisherige Provisorium nochmals hundert Jahre, so wären sie mit Haut und Haaren russifiziert. Das Lavieren, das Segeln bald mit dem deutsch-österreichischen, bald mit dem russischen Winde, wäre nach solchem Fehlschlag aller Hoffnungen kaum noch durchführbar: einer von den beiden großen Nationen würden die Polen eines Tages sich anschließen müssen.

Und da kommen nun die Vertreter und Wortführer der polnischen Interessen und sprechen zu uns: „Helft den Polen, daß sie diesen Anschluß bei Euch suchen. Sie wollen von Euch nichts. Sehen vollkommen ein, daß Ihr

nicht vier Eisenbahnstunden von Berlin einen polnischen Hochsitz dulden könnt. Was sie und wir mit ihnen erstreben, ist nur die nationale Selbständigkeit; wenn's nicht anders geht, in irgendeiner Form des Anschlusses an das Habsburger Reich; auf alle Fälle in stetem und politischem Zusammenhang mit den Zentralmächten. Möglich, daß das neue polnische Staatsgebilde dann seine Anziehungskraft übt, namentlich auf die jüngeren polnischen Elemente auch in Posen und Westpreußen. Die werden vielleicht dann abwandern; dafür gewinnt Ihr Raum, um die voraussichtlich in ganz gewaltigen Scharen zurückflutenden deutschen Bauern anzusiedeln, die man in Rußland von Haus und Hof vertrieb. Und Ihr habt einen Bundes- und Schutzgenossen, auf den Ihr Euch verlassen könnt. Ein Volk von sechzehn Millionen, dessen Dankbarkeit mit seinen Interessen zusammenfällt und das sich nun wie ein breiter Wall zwischen Euch legt und die Russen, bereit, Euere Grenzen vor der Wiederkehr der ostpreußischen Greuel zu bewahren. Denn die Russen kehren wieder, und sie, die schon in den letzten zehn Jahren so Beträchtliches zulernten, werden im nächsten Kriege noch schwerer niederzuzwingen sein. Also helft uns, gebt uns ein Zeichen!"

So haben in den letzten Monaten polnische wiederholt zu deutschen Politikern gesprochen. In der Form des schlichten Referats, ohne aus dem Eigenen etwas hinzuzufügen, ohne auch in Für und Wider zunächst ein Urteil über sie abzugeben, habe ich diese Gedanken-

gänge hier darlegen zu müssen geglaubt. Sie einmal ruhig durchzudenken, ohne gleich in nervöse Erhitzung zu verfallen, wird auf alle Fälle nützlich sein. Das „Zeichen“, das die Polen ehedem von uns verlangten, haben sie, wenn schon es vielleicht anders ausgesehen hat, als sie sich's anfangs ausmalten, inzwischen erhalten. Seit den Fortschritten der deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen sind sie im großen ganzen wohl auch nicht mehr im Zweifel, auf welche Seite sie sich zu stellen haben.

* * *

V.

Die Judenfrage in Polen.

Das schwierigste Problem, vor das ein von Rußland befreites Polen, gleichgültig, wie sein politisches Schicksal im einzelnen sich gestalten möge, sich gestellt sehen wird, heißt die Judenfrage. Sie ist das tragische Erbe, das die Russenherrschaft dem Lande gelassen hat. Nicht so, daß die Russen sie schlechthin geschaffen hätten. Die Ursprünge der polnischen Judenfrage reichen um ein halbes Jahrtausend zurück. Als man im 14. Jahrhundert im heiligen römischen Reich, dem Beispiel Frankreichs und Englands folgend, in einzelnen Territorien die Juden auszutreiben begann und die Verscheuchten sich nun ostwärts wandten, nach Polen, wo, im entvölkerten Lande, ihre Glaubensgenossen sich einer gewissen Freiheit erfreuten, ward ihr der Grundstock gelegt. Sie brachten aus ihrer deutschen Heimat die Sprache mit, die sie im Laufe der Jahrhunderte durch Übernahme hebräischer Worte und von Bestandteilen der sie umgebenden Mundarten zum Jargon abwandelten. Aus ihren morgenländischen Ursitzen die angestammte Kinderfreudigkeit, die die Stätten ihrer neuen Siedlungen nach und nach zur

„östlichen Völkerwiege“ machten. Sie waren fruchtbar und mehrten sich, und als die Gunst der Stunde es ihnen gestattete, strömten sie über die Grenzen der Republik Polen hinaus und erfüllten mit ihrem Gewimmel auch das Moskowiterreich. Aber auch im Posenschen, mehr noch in Galizien und Rumänien — da schon in Formen, die in manchem Stück an die Dinge in den ehemaligen Weichselgouvernements anklingen — wohnt schließlich die Judenheit in dichtem Hauf. Was der Judenfrage in Kongreßpolen ihre verhängnisvolle, ihre, wie ich befürchte, schier hoffnungslose Gestalt gab, war großrussisches Werk. Und so kann man in der Tat mit Recht sagen: die Judenfrage als das düsterste Problem polnischer Zukunft ist von der russischen Regierung, genauer sogar: der russischen Regierung der letzten Jahrzehnte, geschaffen worden.

Die Russen bewährten sich auch darin als echte Barbaren, daß sie um ihre Grenzen einen Gürtel verwüsteten Landes zu legen versuchten. Nur, daß sie eben in den Formen ein wenig sich modernisiert hatten. Sie zerstörten das Land nicht physisch, ließen die Grenzmarken nicht mehr ungerodet, den Acker nicht unbebaut: schon mit der moralischen Wüstenei glaubten sie ihrem Ziel nahe zu kommen. Zu dem Ende wurde auf das Baltikum der Abschaum des russischen Tschinowniktums losgelassen; in Polen aber tat man noch ein übriges dazu: man trieb in der „Ansiedlungszone“ die Judenschaft von ganz Rußland zusammen. Die Ansiedlungs-

zone umfaßte die Westgouvernements, also die ehemals zur Republik Polen gehörigen Gebietsteile, und reichte in ihren Ausläufern bis nach Odessa. Nur wer die „erste Gilde“ zahlte, das heißt, Großkaufmann oder millionenschwerer Fabrikant war, oder wer über einen akademischen Grad verfügte, durfte sich seinen Wohnsitz nach Belieben wählen. Natürlich haben trotzdem über das weite Reich verstreut Hunderttausende und Millionen von Juden gewohnt, die weder studiert hatten noch Kaufleute erster Gilde waren. Aber die siedelten dann eben zu Unrecht da und hatten für dieses Unrecht dem jeweiligen russischen Gebietiger, in der Regel ihrer mehreren, regelmäßige Abgaben zu entrichten, die bei besonderem Bedarf der mehr oder weniger hohen Herren noch durch außergewöhnliche „Schatzungen“ unterbrochen wurden. Wobei es bei Abgaben und Schatzung nicht immer blieb. Bekannt ist, wie der frühere Moskauer Polizeigewaltige Trepow den jüdischen Studentinnen nur unter der Bedingung Aufenthalt und Immatrikulation gestattete, daß sie sich in die Liste der Kontrollmädchen eintragen ließen, und wie er sich mit dem formalen Akt der Eintragung nicht begnügte, sondern sozusagen bei „Strafe der Exmatrikulation“ und zur höheren Ehre der iberischen Mutter darauf hielt, daß das Gewerbe nun auch wirklich ausgeübt wurde.

Dennoch erwarben die Ärmsten mit alledem sich keinen rechtswirksamen Anspruch auf ihren Wohnsitz, und sobald es den Gewalthabern beliebte, konnten sie von

Haus und Hof vertrieben werden. Und es beliebte ihnen. Beliebte seit den 90 er Jahren, seit Herr Plehwe auf seine Art das Land der Reußen kurierte, ihnen in steigendem Maße. Von Zeit zu Zeit wurde das innere Rußland strichweise „judenrein“ gemacht, und von Zeit zu Zeit widmeten mit löblichem Eifer die Pogrome, das „Judenschlagen“, sich der nämlichen Aufgabe. Allemal aber ergoß der Strom der Aufgescheuchten und Vertriebenen sich dann in die Gebiete der Ansiedlungszone und half die Zahl und damit vielfach auch die Not des dort gar nicht auserwählten Volkes mehren. Denn selbst in dem ihnen zugewiesenen und vorbehaltenen Rayon durften die Juden sich nicht ansiedeln, wo es ihnen just behagte; auch hier blieb das flache Land zum Teil ihnen verschlossen. Das entsprach vielleicht häufig ihren eigenen Wünschen und war, solange die Juden sich nicht zum Ackerbau entschlossen, an sich eine nicht unrichtige sozial-ökonomische Maßregel. Aber es hatte doch die Folge, daß die Juden immer mehr in den Städten sich zusammendrängten. Die polnischen Städte sind Judenstädte. Auch, wie sie jetzt nun wieder heißt, die „Residenz Warschau“ macht, ich sprach schon früher davon, in der Beziehung keine Ausnahme. Nicht nur, weil sich in allen diesen Städten bis auf den heutigen Tag Ghettos finden, die gar keinen Vergleich mit dem aushalten, was man etwa in Amsterdam sehen kann; nicht einmal mit den Bildern, die früher, vor den großen Straßendurchbrüchen, die Prager Altstadt

bot. Das Warschauer Ghetto hat in Westeuropa seinesgleichen höchstens im Ostend von London. Nur daß in Warschau der Zug der Wildheit fehlt, den Whitchapel das Zuströmen aller verbrecherischen und asozialen Elemente der Fünfmillionenstadt aufprägt. Auch im Warschauer Ghetto wohnen natürlich Feinde der Gesellschaft. Aber diese Feindschaft ist nach der ganzen Natur der östlichen Judenheit mehr passivisch. Sie richtet sich vielleicht gegen das Eigentum, nie gegen das Leben des honetten Bürgers.

Indes: auch außerhalb der eigentlichen Judenstadt begegnet man in Warschau dem Landsmann aus dem Osten auf Schritt und Tritt. Es fällt einem dabei immer wieder ein, was Treitschke in seiner pointierten Redeweise über die „fatale Eigenschaft der östlichen Juden, sich zu verdoppeln und zu vervielfachen“ zu sagen pflegte. Sie sind immer unterwegs, vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Sie ziehen in ihrem langen Kaftan, auf dem Kopf die schmale, niedrige Mütze, die sie selbst im Jargontheater nicht ablegen, über die Hauptstraßen. Sie stehen im eifrigen Gespräch stundenlang auf dem Platz vor dem Jagelonenschloß und krauen sich nachdenklich die Ringellöckchen, auf die wenigstens die Älteren auch heute noch nicht verzichten. Sie halten Ausschau vor ihrer Ladentür und weisen dem Fremdling, den sie schnell zu taxieren wissen, geradezu aufopfernd den Weg zum nächsten stammesgenössischen Antiquar, wofern sie im eigenen Kramladen nichts führen, was ihn reizen könnte. Und verliert

man sich in eines der engen, winkligen Gäßchen der Altstadt, so findet man gewiß alsbald einen Menschenfreund an seiner Seite, der einem, den Jargon mühsam ins Hochdeutsche umbiegend, verrät, daß er den Pfad zu schönen Mädchen wüßte.

In zehn Jahren, von 1900 bis 1910, hat sich die Zahl der Juden in Warschau um 50 000 Köpfe vermehrt. 1912 wohnten nach den Ausweisen des Magistrats neben 496 566 Katholiken und 17 346 Protestanten 297 977 Juden in Warschau. Das sind, genau gerechnet, 36,28 Prozent. Wie in der Residenz, steht es aber auch anderswo. In den Städten schwankt die Zahl der Juden zwischen 40 und 80 Prozent; auf dem flachen Lande machen sie nur etwa drei Prozent aus. Insgesamt kommen in dem ganzen Gebiet auf zwölf Millionen Polen ungefähr 1 700 000 Juden. Das wären nach der Zählung von 1907 ungefähr 14 Prozent; nach neueren Schätzungen sollen es sogar 16 Prozent sein. Man muß sich gegenwärtig halten, daß in Österreich die Juden 4 Prozent der Bevölkerung betragen, bei uns im Reich gar nur einen vom Hundert, um zunächst eine rein zahlenmäßige und mechanische Vorstellung von dem zu gewinnen, was in Kongreßpolen die Judenfrage bedeutet. Diese Prozentsätze wären schwer zu ertragen, weil sie naturgemäß die Verschmelzung und Verarbeitung der verschiedenen Elemente unendlich verlangsamen müssen, selbst wenn die Juden geneigt wären, in das sie umgebende Volk aufzugehen. Das aber lehnen große Teile von

ihnen ab. Wohl gibt es auch im Zartum Polen Juden, die nichts anderes zu sein wünschen, als Polen mosaischen Glaubens: die sogenannten Assimilatoren. Die Mehrzahl aber wünscht es nicht. Die steht vielmehr in den Reihen der Chassidim, die, alte starre Orthodoxie mit zionistischen Hoffnungen und Lehrsätzen mischend, ihre Rassengenossen in völkischer Abgeschiedenheit erhalten wollen, damit sie in einer früheren oder späteren Zukunft ein eigenes Volk im eigenen Lande darzustellen vermöchten. Als Kitt soll ihnen dabei das „Jiddische", der Jargon, dienen. Das Jiddische und natürlich das Hebräische auch, in dessen Kenntnis als nahezu einzigem Bildungsmittel in finsteren, mittelalterlich anmutenden Schulen die Jugend schon im zartesten Knabenalter an der Hand des Talmuds eingeführt wird.

Neben den modernistischen Assimilatoren und den Fanatikern von der Schattierung der Chassidim siedelt in Kongreßpolen indes noch eine dritte jüdische Schicht: die „Litwaken". Der Name ist ihnen von den Chassidim gegeben worden und bezeichnet spöttisch die aus Litauen Zugewanderten. In Wahrheit werden unter ihm aber nicht nur die aus Litauen und Westrußland, sondern überhaupt alle aus dem Innern des Reiches ins Land gekommenen Juden verstanden. Diese Juden aber fühlten sich als Russen und gaben sich als solche. Es ist ein psychologisches Rätsel ähnlich dem, das die russischen Sympathien eines Teiles der Polenschaft aufgeben, wie jüdische Menschen ein inneres Verhältnis zum russischen

Volk finden konnten. Das scheuchte sie von Ort zu Ort, entrechtete sie in Schule und Leben und ging mit einer gewissen Periodizität gegen sie zum blutigen Sturmangriff der Pogrome vor. Dennoch unterwarf es sich in steigendem Maße die jüdische Jugend, die es doch in hundert kränkenden und ränkesüchtigen Bestimmungen vom Abschluß ihrer Studien abhielt. In der Beschäftigung mit der schönen Literatur, die ja im absolutistischen Rußland eine politische Literatur gewesen ist, war diese jüngere jüdische Generation zum Vollrussentum erwachsen. Sie haßte den russischen Zar und die russische Bureaukratie, aber sie fühlte sich eins mit den Parteien der Linken und glaubte allen Ernstes, mit Hilfe des russischen Liberalismus Freiheit sich und Leben erkämpfen zu können.

Es mag ein gut Teil Idealismus in der Bewegung stecken; aber wer einmal beobachtet hat — in Westeuropa am besten in den Kurorten und Universitäten der Schweiz —, wie geräuschvoll und herausfordernd diese Leute ihr Russentum zur Schau zu stellen pflegen, der wird sich unwillkürlich im Gegensatz zu ihnen gefühlt haben. An solchen Gegensätzen hat es denn auch in Polen nicht gefehlt. Den einen warf man vor, daß sie Handlanger der Russifizierung wären, den anderen, den Chassidim, daß sie mit ihrem ins Weite schweifenden jüdischen Nationalismus der Vereinheitlichung der Bevölkerung wehrten. Und als sie dann gar bei den letzten Dumawahlen statt des polnischen Kandidaten dem Sozialdemokraten zum Mandat verhalfen, erwuchs ein be-

merkenswert reger Antisemitismus, der in einer umfassenden und durch die Jahre dauernden Boykottbewegung sich recht nachdrücklich auslebte.

Immerhin scheint mir das noch nicht die schwierigste Seite des Problems. Bedenklicher sind die Sorgen, die aus der wirtschaftlichen und sozialen Struktur der so gearteten Judenschaft aufsteigen. Von polnischen Schriftstellern, die in der letzten Zeit die Frage mit begreiflichem Eifer erörtert haben, wird vielfach darauf hingewiesen, daß die Beteiligung des jüdischen Elements an den industriellen und Handelsunternehmungen gar nicht einmal so stark sei, daß sie in mancher Branche überhaupt kaum vorkämen. Ich vermag darin noch nicht die Möglichkeit eines tröstlichen Ausblicks zu erkennen. Gewiß: auf dem Gebiet der großen Unternehmungen ist der Jude eine verhältnismäßig spärliche Erscheinung. Er lebt in der Hauptsache vom Klein- und Zwischenhandel; lebt in seiner weit überwiegenden Mehrheit davon, daß an einem wirtschaftlichen Vorgang, bei dem es bei uns vielleicht der Mitwirkung von vier oder fünf Personen bedarf, dort ihrer vierzehn bis siebzehn beteiligt sind. All diese Leute üben in Wahrheit wirtschaftlich überhaupt nicht notwendige Funktionen aus. Das ganze Heer der Kalfaktoren, der Schieber, Botengänger, Aushorcher, Kuppler stellt tatsächlich nur die Parasiten eines noch ungeordneten und unentwickelten Wirtschaftslebens dar und jeder Schritt auf der Bahn zur höheren Kultur muß

ihnen den Nahrungsmittelspielraum notwendig mehr und mehr einengen, bis er sie eines Tages vollends unmöglich macht. Dagegen hilft nicht die Bedürfnislosigkeit der Bedauernswerten, nicht die Gewöhnung an kleine und kleinste Gewinne, nicht einmal ihre Fähigkeit, wenn's Not tut, den Schmachtriemen noch enger zu schnallen. „Die Juden gehen an ihrer Zahl zugrunde", meint ein polnischer Schriftsteller, der mir am schärfsten in die Tiefen des Problems gesehen zu haben scheint.

Der wirtschaftliche Entwicklungsprozeß, der die polnische Judenheit zermalmen muß, hat zudem schon eingesetzt. Auch in Kongreßpolen ist, wennschon nicht in dem Maße, wie bei uns in Posen, ein polnischer Mittelstand erwachsen, und auch dort beginnt das kooperative Genossenschaftswesen sich auszubreiten, das den parasitären Zwischenhandel erst bedrängt und dann beseitigt. Ob die Einführung der gesetzlichen Gleichberechtigung und der Freizügigkeit, die gewiß unerläßliche, diesen Übelstand wird bemeistern können? Herr v. Jaworski, der Obmann des österreichischen Polenklubs, schrieb neulich einmal: „Wir müssen die Energie aufbringen, die jüdische Masse einzubürgern, und das kann nur durch eine rechtliche Gleichstellung geschehen." Ganz ähnlich meinte Leon Wassilewski, der sonst manches kluge Wort über die Frage gesagt hat: die Verleihung der Bürgerrechte an die Juden und die Zerstörung des Ghettos würden die Lösung bringen.

Mich erinnert das einigermaßen an den bekannten Traum des utopischen Liberalismus, der alle Nöte der Welt mit mehr Bildung zu beseitigen gedachte. „Der größte Feind der polnischen Judenheit ist ihre Zahl." Darum scheint mir einstweilen den besten Weg jener von mir schon oben zitierte Anonymus zu weisen, der in der Zeitschrift „Polen" riet: „Man zwinge Rußland zur Aufhebung seiner Judengesetze, und die ganze ostjüdische Frage wird mit einem Schlage gelöst sein."

Sicherlich: dann ist sie gelöst. Nur: hat dieser Weg nicht einige Ähnlichkeit mit dem bekannten Stoßgebet an die Adresse Sankt Florians: Verschon unser Haus, zünd' andere an?

* * *

VI.

Polnisches „Deutschtum“.

Seit Lodz in deutscher Verwaltung ist, gibt es dort eine „Deutsche Lodzer Zeitung“. Das heißt, es hat auch unter russischem Regiment in Lodz eine deutsche Zeitung, hat ihrer sogar zwei gegeben. Aber die neue ist eben bewußt deutsch, ist das Organ der deutschen Verwaltung, während die alte, aus der sie hervorging, sich nur der deutschen Sprache bediente, zum Ausdruck für nicht immer deutsche Gedanken und Hoffnungen. Denn das ist das Seltsame an den Lodzer Zuständen von heute und an denen im polnischen Industriebezirk, den wir bisher in gewissem Sinne als deutsch besiedelt anzusehen gewöhnt waren: daß die dort ansässigen Deutschen gar nicht Deutsche sein wollen. In der Beziehung ist dieses neue deutsche Lodzer Blatt eine sehr nachdenkliche Lektüre. Es ist neben der sehr wackeren „Warschauer Deutschen Zeitung“ eines der wenigen deutschen Organe, die in diesen Zeitläuften wirklich und systematisch gegen Rußland polemisieren; das bald im politischen Teil, bald unter dem Strich, in Zuschriften aus dem Publikum und in der örtlichen

4*

Sparte auf das tief Unsittliche des russischen Regiments hinweist, von der Hof- und Entwicklungsgeschichte Rußlands erzählt, deren Spuren Ströme von Blut bezeichnen, von der Verwaltung, die keine war und die nie eine werden wird, und von der Korruption, die allerwegen in eine gottvergessene Lotterwirtschaft ausmündet.

Es ist kein Zufall, daß diese Artikel immer wiederkehren müssen. Damit wird dargetan, daß es nicht ganz leicht ist, die neue Erkenntnis in die Hirne, wenn auch nicht gleich in die Herzen zu hämmern. Es ist in der Hauptsache die schlesische Leinenindustrie, die sich hier im Schatten des russischen Schutzzolles angesiedelt hat. Die Väter, wenn's hoch kommt, die Großväter des Lodzer Fabrikantenadels saßen noch in Schlesien, in der Lausitz und am deutschen Nordrand Böhmens. Ihre Umgangssprache war deutsch und, wie gesagt, wir hielten sie bislang für Deutsche, wie sie sich wohl auch selber so bezeichneten. Aber nun es hart auf hart kommt, zeigt es sich, daß ihnen näher als das Hemd nicht der Rock zwar, aber der Geldbeutel sitzt. Ein Teil — die ganz Vorsichtigen — ist ausgerückt und hat sich ins neutrale Ausland nach Kopenhagen begeben. Andere sollen sogar nach Rußland verzogen sein; die Zurückgebliebenen sind in der Mehrzahl lau, im besten Falle warten sie ab. Vielleicht ist's nur eine Episode, und die Russen kehren wieder, da ist's immer gut, wenn man sich nicht vor der Zeit kompromittiert hat! Denn so Ansehnliches anscheinend in Jahresfrist die deutsche

Verwaltung in der besetzten Stadt schon geleistet hat — alle Verräter und Spitzel wird sie schwerlich aus ihr vertrieben haben. Das sind also die Lauen, die nicht kalt und nicht warm sind. Es gibt aber auch solche, die entschieden kalt sind. Die trotz ihrem deutschen Blut argumentieren: wenn zwischen Rußland und Deutschland gewählt werden soll, bleiben wir lieber russisch. — Das erscheint uns unfaßbar, wie es auch den wackeren Männern, die in Feindesland die „Deutsche Lodzer Zeitung" schreiben, unfaßbar vorkommt. Darum werden sie nicht müde, diesen demtschem Schoß entsprungenen Kümmerlingen immer wieder vorzurechnen, wie noch inmitten des Lärmes der Waffen und obschon zunächst bloß eine deutsche Notverwaltung ihre Hand auf das polnische Industriegebiet gelegt hat, Ordnung, Ruhe und Sicherheit im Lande sich wunderbar hoben.

Diese Leute indes kalkulieren anders. Sie sagen sich: wir beherrschten bisher den ganzen russischen Markt; nur die Moskauer Leinenindustrie macht uns den zum Teil noch streitig. Die monopolartige Stellung haben wir aber in dem Augenblick eingebüßt, wo wir Deutsche werden. Und dann spricht noch etwas anderes mit. Etwas, was nur versteht, wer selber in Rußland gelebt hat. Unter dem Krummstab ist gut wohnen, hieß es früher den grünen Rhein entlang. Auch unter der russischen Polizeiknute ist so übel nicht zu wohnen, wofern man sich nur mit den Gewaltigen, die sie handhaben, zu stellen versteht. Das Gerede von der „rus-

sischen Freiheit“ ist kein Widerspruch in sich selbst. Die gibt's schon. Gibt es für alle, die Geld genug besitzen, den Behördenapparat, mit dem sie zu tun haben, geräuschlos zu machen, und, soweit die eigene Person in Betracht kommt, ihm die Möglichkeit zu Reibungen zu nehmen. Und die nebenher, versteht sich, politisch nicht irgendwie unangenehm auffallen. Wer diese Voraussetzungen erfüllt, kann in Rußland gewiß recht bequem leben und für sich und die Seinen sich mancher Freiheit erfreuen, für die in einem auf den Grundsätzen der Gerechtigkeit aufgebauten Staat kein Raum ist.

Nun glaube ich freilich nicht, daß das Rußland, das aus diesem Kriege hervorgeht, das alte sein wird. Für die dort siedelnden Deutschen wird es, sofern sie ihr Volkstum nicht mit Haut und Haaren abschwören, das jedenfalls nicht sein. Aber das steht schließlich auf einem anderen Blatt. Hier sollte nur an einem schmerzhaften Beispiel dargetan werden, wie verheerend ein Privilegien- und Nationalitätenstaat zu wirken vermag. Womit zugleich auch die in manchen Kreisen neuerdings vielerörterte Frage beantwortet wird, ob es not tut, für unser Reich, das als Nationalstaat, als die Verwirklichung des Einheitssehnens des deutschen Volkes gegründet ward, nach einer anderen Basis zu suchen. . .

* * *

VII.

Wo soll's hinaus?

Noch vorm Jahr konnte man, wenn man über polnische Zukunftsmöglichkeiten sprach, von sonst klugen und unterrichteten Männern hören: es sei doch wohl am besten, die Dinge zu lassen wie bisher. Im Grunde hätten wir bei dem früheren Zustand uns gar nicht einmal schlecht gestanden. Wozu also neue Sorgen uns aufbürden und durch empfindliche Kränkungen des großen Nachbars ihn endgültig zum Feinde machen? Die Dinge sind auch hier stärker gewesen als die Menschen. Seit unsere und der Verbündeten Truppen die Russen erst aus Galizien, dann aus Kongreßpolen herausgeworfen haben, sind diese Leute, die sich natürlich auch auf Bismarck beriefen (wo gäbe es in deutschen Landen eine politische Torheit, die nicht hinter einem aus dem Zusammenhang gerissenen Bismarck-Zitat Deckung suchte?), nach und nach verstummt. Sie sind nicht ausgestorben und nicht überzeugt worden, aber sie tragen ihr schweres Leid, zu den Unverstandenen zu gehören, schweigend, mit nach innen gekehrtem Blick. Andere, die sich gleichfalls als Sachwalter Bismarckischen Erbes

fühlen, bewahrten Regsamkeit sich und agitatorischem Eifer. Wie hätte es am Ende auch anders geschehen können! Durch bald ein Jahrhundert, von den Zeiten Flottwells an, haben wir das polnische Problem ausschließlich als eine Frage erst innerpreußischer, dann innerdeutscher Politik behandelt. Haben daraufhin Organisation geschaffen und Zeitungen gegründet, und so fest verankert schien diese Auffassung nachgerade im deutschen Leben, daß man in den letzten Jahren geneigt war, einen Verräter zu schelten, wer sich in diesen Stücken nicht zu so monistischer Gläubigkeit aufzuschwingen vermochte. Bismärkisch war das nun freilich nicht. Denn Bismarck selber hatte immer, zuletzt noch 1894 bei dem Empfang einer nationalliberalen Abordnung, die polnische eine europäische Frage genannt. Aber ohne eine kleine „Nuance“ lassen sich Zitate bekanntlich im politischen Kampfe überhaupt nicht verwerten und in einem anderen Belang glaubte man dafür um so sicherer auf Bismärckischem Boden zu stehen. Man lehrte mit einigem Pathos: in innerdeutsche Angelegenheiten hätte kein Fremder hineinzureden und experimentierte so an den Polen herum, als ob wir uns mit ihnen im Isolierraum befänden. Man vergaß dabei leider, daß für Bismarck allzeit die Polenfrage einen Teil seiner russischen Politik ausgemacht hatte. Der hatte immer gemeint: Zugeständnisse an die preußischen Polen könnten uns „auf einen schlechten Fuß mit Rußland“ bringen und war dabei Zeit seines Amtes ohne Frage

auch im Recht gewesen. In den letzten Jahren indes — um die nämliche Zeit etwa, da catonisch veranlagte Männer bei uns riefen: wo die Anwendung des Enteignungsgesetzes bliebe? — hatten die Dinge sich gewandelt. Noch 1907 hatte Rußland den Polen ihr Dumawahlrecht gekürzt, in Litauen, Weißrußland, Wolhynien und Podolien die Möglichkeiten polnischen Großgrundbesitzes von neuem eingeschränkt; 1912 noch die polnische Empfindlichkeit gereizt, indem es das Gouvernement Cholm aus dem Verbande des Zartums löste. Dann war, weil es für Rußland galt, sich auf die große Auseinandersetzung mit den Zentralmächten zu rüsten, das Wetter plötzlich umgeschlagen. Man begann zu streicheln, die man bislang mißhandelt hatte, und nun gerieten wir in Gefahr, russische Geschäfte zu besorgen, wenn wir, ohne Rücksicht auf diese neue Entwicklung in Kongreßpolen, fortfuhren, Ostmarkenpolitik nach alten Heften zu traktieren.

Talleyrand, der schließlich doch etwas von den politischen Dingen verstand, hat einmal gemeint: die Polenfrage sei die einzige wirklich europäische Frage gewesen, die auf dem Wiener Kongreß verhandelt worden sei. Darüber ist in Schmerz und Freude ein volles Jahrhundert über die Erde hingerollt, aber auch heute noch ist, inmitten dieses gigantischen Ausgleichens alter geschichtlicher Rechnungen, die polnische Frage, wennschon nicht die einzige mehr, so doch die bedeutsamste europäische Frage. Eine von denen, an deren glück-

licher oder weniger glücklicher Lösung Menschheitszukunft hängt. Und man kommt, glaube ich, ihr mit der etwas gefühlsseligen Methode nicht nahe, mit der von uns zu Haus und im besetzten Polen das Problem vielfach erörtert zu werden pflegt. Unser Unglück ist: wir haben zu viel polnische Geschichte gelernt. Zu viel oder zu wenig: wie man will. Uns verfolgen die historischen Parallelen, und jedem Versuch, zu neuen Möglichkeiten auszuschreiten, legt sich, die Entschlußkraft lähmend, als schwerfälliger Schlagbaum eine geschichtliche Erinnerung über den Weg. Es ist wahr: das polnische Königtum ist an seinen Magnaten zugrunde gegangen, die von einem Konvokationsreichstag zum anderen an ihm zerrten, bis schließlich von seinem Purpur nichts mehr übrig blieb. Und die Republik Polen an ihren Adelsbünden, den Konföderationen, die die Fremden ins Land riefen und vom ausgehenden 17. Jahrhundert ab die Russen zu den eigentlichen Herren in Warschau machten. Aber die Gerechtigkeit gebietet, doch anzumerken, daß schon die beiden sächsischen Auguste eine Reformation der königlichen Gewalt betrieben, daß die Konföderierten von Bar ernstlich, noch ernstlicher die an der Konstitution von 1791 Beteiligten, auf eine Erneuerung ihres Staatswesens hinzielten und daß sie an der Erreichung dieses Zieles ein klein wenig doch auch von den auswärtigen, den späteren Teilungsmächten gehindert wurden. Deshalb braucht man noch nicht, wie das von polnischen Schriftstellern bis auf den heutigen Tag geübt wird, die

Teilungen für Teufelswerk zu erklären. Wie die Dinge zwischen 1772 und 1795 in Osteuropa lagen, sind sie für die polnische Nation als solche wohl eher ein Glück gewesen, und die einzige Möglichkeit, sie vor dem immer aufs Ganze gehenden russischen Appetit zu retten. Nur dadurch, scheint mir, daß Preußen und Österreich sich zum Mitessen bereit fanden, haben die Polen den Zusammenhang mit dem Westen zu bewahren, ihren Kulturstand vielfach noch zu erhöhen vermocht. Aber so steht es doch nicht, daß Fehler und geschichtliche Verwicklungen ewige Wiederkehr feiern müßten. Auch im heiligen römischen Reich ist die kaiserliche Gewalt durch den hohen Adel deutscher Nation ausgehöhlt worden, und was den Polen ihre pacta conventa waren, hieß man bei uns Wahlkapitulationen. Dennoch haben wir gelernt, ein staatenbildendes Volk zu werden, und auch die aus allen Enden der Welt zusammengerufenen Verleumder werden es nicht zu bestreiten wagen, daß wir seither uns einen sauberen, von reinen, jeder Korruption unzugänglichen Händen bedienten Staat aufbauten.

Die Polen von heute sind dieselben nicht mehr wie im ausgehenden 18. und anhebenden 19. Jahrhundert. Sie haben, wie einer ihrer Dichter sagt, an sich die „Läuterung durch Sklaverei" erfahren. Im preußischen Anteil sind sie dank preußischer Schulung und Zucht und der ganzen Art unserer öffentlichen Erziehung, wie mir noch kürzlich mit leuchtenden Augen ein früherer polnischer Reichstagsabgeordneter bekannte, „Kerle" ge-

worden; in Kongreßpolen, wo diese öffentliche Erziehung fehlte, ist das persönliche Verdienst an der Ertüchtigung des Volkes vielleicht noch höher zu bemessen. Weil der Groß-Russe sie aus allen Verwaltungsämtern, aus Justiz und Schule herausdrängte, warf die Intelligenz sich auf die technischen Berufe und half, soweit sie nicht durch das belgisch-französische Kapital und dessen Vettermichelei behindert wurde, die Wirtschaft des Landes zu beleben. Nur in Galizien stieß und stößt man noch auf Reste des polnischen ancien régime. Dr. Zofia Daszynska-Golinska, eine nationalökonomische Schriftstellerin von wissenschaftlichem Ernst und Gewissen, schildert im „Archiv für soziale Wissenschaft und Sozialpolitik“ die galizischen Zustände also:

> „In Galizien stand für diese Bevölkerungsschicht die Beamtenkarriere offen, die politische Laufbahn hat viele Vermögende von der Landwirtschaft und der Industrie abgezogen. Beides war für das bequeme und in wirtschaftlicher Beziehung leichtfertige polnische Naturell verlockend und den alten Gewohnheiten der polnischen Szlachta entsprechend. Das wirtschaftliche Leben wurde vernachlässigt, bis die neue Schicht der demokratischen Bourgeoisie zu Worte kam.“

In diesen Sätzen ist viel Dämpfung und patriotische Zurückhaltung. Die Wahrheit ist wohl, daß Galizien ansehnliche politische Talente hervorgebracht hat, von denen man aber doch nicht ohne weiteres sagen kann,

daß sie immer zum Nutzen des ihnen sehr entgegenkommenden Habsburger Reiches gewirkt haben. Daß hier ein hartes, durch eine ihm versippte Plutokratie nicht eben wohltätig gemildertes Adelsregiment die Fuchtel führte, und Bauern und Fremdstämmige nach Rezepten behandelte, die in mehr als einer Beziehung unliebsam an das letzte Jahrhundert der Republik Polen gemahnten.

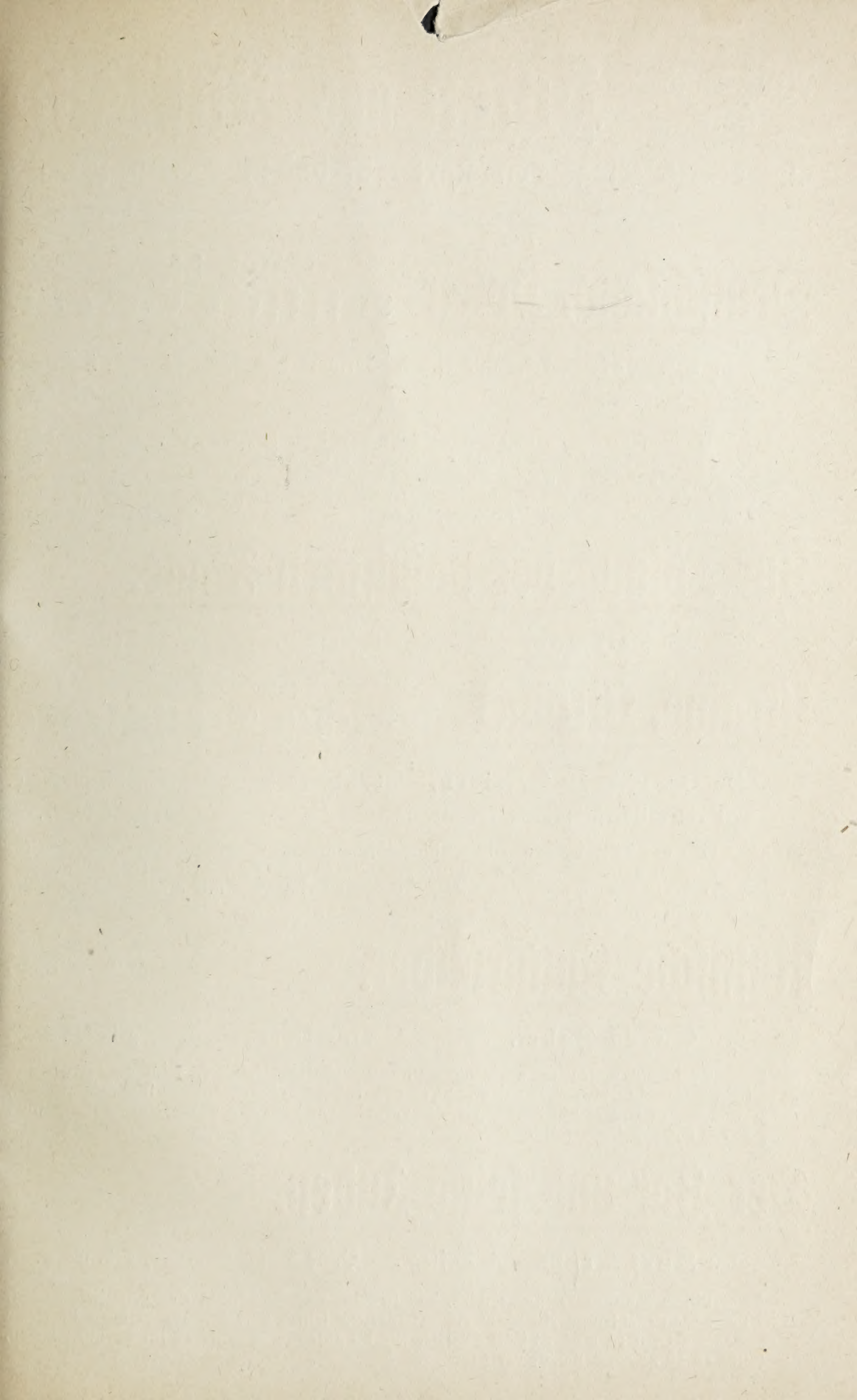
Dennoch, meine ich, wäre es falsch, nun zu folgern: das alles müßte in einem um Kongreßpolen vermehrten, sozusagen erweiterten Kronland Galizien auf breiterer Grundlage sich erneuen. An manchem trägt wohl der österreichische Staatsbetrieb, wie er vor dem Kriege war, die Schuld. Zudem, Dr. Daszynska-Golinska hat schon recht: die polnische Gesellschaft demokratisiert sich; demokratisiert sich auch in Galizien. Sodann aber pflegen in der historisch politischen Welt die Dinge doch nicht einfach automatisch abzulaufen. Alles geschichtliche Werden ist von dem Willen der Handelnden abhängig, vom Zuständlichem, das heute und hier so ist, und morgen und dort anders und von tausend anderen Zufälligkeiten, die nicht in alle Zukunft sich vorher bestimmen lassen, auf die aber beizeiten Einfluß zu üben den mit zum Handeln Berufenen möglich ist und Pflicht werden kann. Deshalb haben alle die Voraussagen über das, was die Polen am Tage nach ihrer Staatswerdung unweigerlich tun würden, auch so verzweifelt geringen

Wert. Reisen nach Utopia und der Insel Caphar Salama.

Auf zweierlei kann es bei der künftigen Ordnung der polnischen Dinge allein ankommen: daß wir eine militärische Grenze erhalten, die uns vor neuen Moskowitereinfällen schützt. Und daß wir mit dem Polentum in einer Form uns auseinandersetzen, die dem Gesamtdeutschtum, also auch dem in der Habsburger Monarchie siedelnden, zum Segen wird. Die erste ist, wiewohl sie leicht ins Politische hinüberspielen kann, vornehmlich eine Frage der Technik und wird nach bestem Wissen und Gewissen von unseren Militärs zu lösen sein. Die andere ist eine Frage an das Schicksal: hier die Antwort zu finden, bedarf es reifer, aber auch kühner staatsmännischer Kunst. Denn wie immer die Antwort ausfallen möge, ein Erdenrest zu tragen peinlich wird bleiben. Immer wird das Schlußwort, das vorläufige versteht sich, das Kompromiß haben, bei dem hüben wie drüben nicht allen Wünschen Erfüllung werden kann. Es ist eine Binsenwahrheit, die man kaum noch zu wiederholen wagt, daß bei dieser Regelung die deutschen Interessen allen anderen voranzugehen haben. Wir sind natürlich nicht in den Krieg gezogen, um die Polen zu befreien, sondern weil eine Welt von Feinden uns überfiel, und weil wir vor Gegenwart und Zukunft die Pflicht haben, uns nun so einzurichten, daß wir in dreißig oder vierzig Jahren nicht wieder mit dem letzten Hauch von Mann und Roß unsere nationale Existenz

verteidigen müssen. Aber es ist doch wohl auch ein deutsches Interesse — ein polnisches natürlich nicht minder —, daß die Polenfrage aufhört, ein „Frage“ zu sein. Das wird ganz ohne Opfer nicht möglich sein, auf beiden Seiten nicht ohne Verzicht auf manche lieb gewordene Vorstellung. Die Polen werden ihre „jagellonische Staatsidee“ zu begraben haben, den Traum von einem Großpolen von Meer zu Meer, der in der neuen Welt, wie wir sie erhoffen, ja auch allen Sinn verloren hätte. Kann man im Grunde von Ungarn sagen, daß es freien Zutritt zum Meere hat? Zu weß Ende brauchte überhaupt ein in das Wirtschaftsgefüge der Zentralmächte eingeordnetes Polen, dessen Söhne zudem nie zu den Seefahrenden gehört haben, einen ihm erb- und eigentümlichen Zugang zum Meer? Wir Deutsche im Reich aber werden uns wohl gewöhnen müssen, und, mir scheint, auch gewöhnen können, die eine oder andere Methode der Polenpolitik als für die veränderte Zeit nicht mehr passend still und behutsam im Ahnensaal niederzulegen. Verfahren wir so, wird die Gefahr einer polnischen Irredenta, die einzig und allein auf preußisch-deutschem Grunde erhalten bliebe, uns nicht zu schrecken brauchen. Nicht weil ich an die falsche Rechnung glaubte: vier Millionen unter 65 Millionen könnten dem nationalen Körper der Deutschen niemals Unbehagen schaffen. Die Verhältniszahlen sind da denn doch ein wenig anders. Diese vier Millionen wohnen ja nicht vereinzelt, nicht verstreut über die ganze deutsche Erde.

Hocken vielmehr dicht aneinandergepreßt in engbegrenzten Siedlungen, denen sie das Gepräge leihen. Aber Leute, denen jederzeit der Übertritt in ihr nationales Staatswesen frei stünde und solcher Übertritt gar noch erleichtert würde, die daneben aufgehört hätten, „innere Feinde“ zu sein, könnten wohl kaum mehr, ohne sich lächerlich zu machen, vor der Welt die Rolle der Unerlösten agieren. Und vor der Gefahr, daß russische Einflüsse in dem neuen Staatsgebilde wirksam würden, schützte man es wohl am besten, indem man das traditionelle polnische Ausdehnungsgebiet nach Osten frei gäbe und das Ruthenentum Ostgaliziens schützte. Daß damit wieder andere Interessen und andere Sehnsüchte verletzt würden, weiß ich wohl. Aber es kann nicht Deutschlands und der Deutschen Aufgabe sein, für alle Völker und Volksstämme Vorsehung zu spielen. In der Politik muß wie bei der Artischocke alles blattweis genossen werden. Und es ist schon was wert, wenn man nach Rom will, zunächst einmal bis Ala gekommen zu sein. Daß das Experiment sehr dann noch mißglücken könnte, ist mir bewußt. Aber ohne Wagemut ist große, in die Zukunft hineinbauende Politik überhaupt nicht zu machen. Auch hier muß man dem Schicksal eine Wette anbieten. . . .



DRUCK VON H. S. HERMANN, BERLIN, BEUTH-STR. 8.